

6. Methodologische Überlegungen

»Denn der positivistische Traum von der perfekten epistemologischen Unschuld verschleiert die Tatsache, daß der wesentliche Unterschied nicht zwischen einer Wissenschaft, die eine Konstruktion vollzieht, und einer, die das nicht tut, besteht, sondern zwischen einer, die es tut, ohne es zu wissen, und einer, die darum weiß [...].«

(Bourdieu 2010: 394)

Im Folgenden werden die dieser Studie zugrunde liegenden Prämissen und die methodischen Zugänge beschrieben. Die formale Trennung des theoretischen vom empirischen Teil soll dabei nicht zur Annahme verleiten, dass es sich hierbei tatsächlich um zwei getrennte Schritte der wissenschaftlichen Erkenntnisgenerierung handle. Im Gegenteil: Theorie und Empirie sind untrennbar miteinander verwoben und stehen in einem reziproken Verhältnis zueinander. Jegliche empirische Beobachtung im Rahmen einer wissenschaftlichen Untersuchung ist immer schon »mit Theorie imprägniert« (Winch 1966: 158) – genauso wie die theoretische Auseinandersetzung mit einem Gegenstand nur sinnvoll artikulierbar wird, wenn sie »gesättigt mit der Kraft von Erfahrung« (Adorno 2003: 556) ist und sich mit den empirischen Phänomenen messen lässt. Damit ist auch auf die Unabschließbarkeit von sozialwissenschaftlicher Theoriebildung verwiesen. Das Kriterium ihrer empirischen Anwendbarkeit impliziert, dass sich wandelnde gesellschaftliche Verhältnisse mit der Modifikation der Theorie über eben jene einhergehen.

Darüber hinaus starten wir als Forschende nicht als unbeschriebenes Blatt in unsere wissenschaftlichen Analysen, sondern sind von gesellschaftlichen Machtverhältnissen und unseren (politischen) Haltungen zu diesen geprägt.

Wir alle favorisieren dabei bestimmte gesellschaftliche Deutungen und haben eine je eigene Vorstellung davon, wie Gesellschaften etwa gerechter werden könnten. Damit ist das durch uns erzeugte Wissen immer ein gesellschaftlich situiertes Wissen. Man kann FluchtMigration als Konfliktpotenzial in den Blick nehmen und die Lebenspraktiken jener Menschen als desintegrative Faktoren sichtbar machen und skandalisieren, oder man begreift FluchtMigration als integralen Bestandteil gegenwärtiger Globalisierungsprozesse und zeigt die vielfältigen – auch widersprüchlichen – (Über-)Lebensstrategien von Menschen vor dem Hintergrund desintegrativer Gesellschaftsstrukturen auf. Beide Ausgangspunkte führen zu vollkommen unterschiedlichen Erkenntnissen. In diesem Zusammenhang wird deutlich, dass wissenschaftliches Arbeiten – und das diesem zugrunde liegende Sehen, Denken und Wahrnehmen – keine passive, sondern eine aktive Handlung ist. Damit ist gemeint, dass wir als Forschende unsere Gegenstände mit konstruieren. Auch die Wahl der Methoden, die wir in unseren Analysen anwenden, ist nicht *neutral*. Sie legt ebenfalls fest, was wir in den Blick nehmen und was dadurch gleichzeitig unbesehen bleibt.

So war das Ziel der vorliegenden Studie, die Erzählungen und Blickwinkel der befragten Menschen zum Ausgangspunkt zu nehmen und aus einer subjektorientierten Perspektive die Sinnhaftigkeit der entwickelten (Über-)Lebensstrategien im Umgang mit restriktiven gesellschaftlichen Bedingungen herauszuarbeiten. Die Arbeit verfolgt also einen ressourcenorientierten Ansatz und versteht sich als Plädoyer für einen anerkennenden und wertschätzenden Umgang mit Menschen, die FluchtMigrationserfahrungen gemacht haben. Skandalisiert werden dabei nicht FluchtMigrierende und ihre jeweils unterschiedlichen Handlungsweisen selbst, sondern stigmatisierende Fremddefinitionen und restriktive Gesellschaftsstrukturen.

Das Ziel, den Sinn- und Bedeutungsgehalt von unterschiedlichen Umgangsweisen mit diesen einschränkenden gesellschaftlichen Bedingungen zu verstehen, legt die Wahl einer qualitativen Methode nahe. Nach Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke verfolgt die qualitative Sozialforschung die Absicht, sozial konstruierte Realitäten aus der Perspektive der befragten Personen herauszuarbeiten (vgl. Flick/Von Kardorff/Steinke 2008). Die subjektiven Deutungs- und Handlungsweisen, die Menschen im Laufe ihres Lebens entwickeln und aktiv anwenden, werden – mit einigen Einschränkungen – durch qualitative Interviews zugänglich. Konkret verwende ich dazu die Methode des halbbiographischen Interviews, die es ermöglicht, den Lebenserfahrungen der befragten Personen individuelle Bedeutung zuzumes-

sen und sie als ExpertInnen ihrer Lebensrealitäten anzuerkennen. Ganz bewusst werden damit auch die vielfältigen Bezüge der Erfahrungen sichtbar gemacht. Auf diese Weise wird der dominanten Fremddefinition, die jene Personen ausschließlich auf ihre FluchtMigrationsgeschichte reduziert, entgegengewirkt.

6.1 Zur Relevanz qualitativer Methoden – das halbbiographische Interview

Wie bereits in den einleitenden Kapiteln deutlich geworden ist, gehe ich davon aus, dass (Über-)Lebensstrategien von geflüchteten Menschen durch die Auseinandersetzung mit ihren biographischen Erfahrungen zugänglich werden. Diese sind immer kontextgebunden, sowohl zeitlich als auch räumlich. In der Ankunftsgesellschaft werden Menschen durch dominante Fremddefinitionen der Flüchtlingsfigur gesellschaftlich kategorisiert, stigmatisiert und positioniert. Sie werden als »Flüchtlinge« markiert und auf das »Flüchtling-Sein« reduziert. Dabei sind Menschen diesen Fremddefinitionen keinesfalls passiv ausgeliefert, sondern entwickeln aktiv unterschiedliche Strategien, die einen Umgang damit ermöglichen. Ein biographischer Zugang, wie er für diese Arbeit gewählt wurde, bietet den befragten Personen die Möglichkeit, ihre Sichtweisen zu artikulieren und sich gesellschaftlich anders zu positionieren, als es der dominante Diskurs über sie tut. Diese Selbstpositionierungen im Kontext restriktiver Strukturen gilt es herauszuarbeiten.

Darüber hinaus wird es durch die Betonung biographischer Momente möglich, mehrere Erfahrungsebenen in die Analyse miteinzubeziehen. Diese sind miteinander verknüpft und verdichten sich zu subjektiven Bedeutungsinhalten, die ihren Ausdruck in situativen Positionierungen finden. Menschen, die aus unterschiedlichen Gründen ihre Herkunftskontexte verlassen, haben ein Leben, eine Geschichte, bevor sie sich zur FluchtMigration entscheiden.

Was an dieser Stelle so plausibel klingt, wird in dominanten Erzählungen häufig unsichtbar gemacht. Menschen werden darin meist auf ihre FluchtMigrationserfahrung reduziert. »Flüchtling-Sein« wird zu einer identitätsbestimmenden Eigenschaft erhoben. Dem ist entgegenzuhalten, dass Menschen zu »Flüchtlingen« gemacht werden, indem sie auf unterschiedlichen gesellschaftlichen Ebenen als solche angerufen werden. Weil ich als Forschende die interviewten Menschen nach dem Kriterium der FluchtMigrationserfah-

rung auswähle, läuft jedoch auch meine Forschung Gefahr, jene Kategorie zu reproduzieren. Auch wenn es mein Bestreben ist, die Kategorisierung zu dekonstruieren, konstruiere ich dadurch automatisch das »Flüchtlingssubjekt« als Gegenstandsbereich meiner Forschung.

In diesem Punkt gelangt die vorliegende Arbeit an ihre Grenzen. Durch die Wahl einer offenen Methode, wie sie das halbbiographische Interview darstellt, wurde die Entscheidung über die Schwerpunkte in den Erzählungen jedoch den Menschen selbst überlassen. Die gewählte Interviewmethode diene hierbei als flexibles Werkzeug und scheint gerade deshalb sinnvoll, weil die Erzählungen sonst in erster Linie als Positionierungen gegenüber den Frageimpulsen der interviewenden Person zu lesen wären (vgl. Sahin-Klinserer 2012: 180). Die Offenheit der Eingangsfrage führte dazu, dass die lebensgeschichtlichen Erfahrungen in ganz unterschiedlicher Weise zur Sprache gebracht wurden. So berichteten einige InterviewpartnerInnen ausführlich über ihr Leben vor der FluchtMigration, während andere ihre Erzählung mit der Ankunft in Europa begannen. Gerade im Kontext der Forschung über sensible Themen, wie es das der FluchtMigration zweifelsohne darstellt, halte ich es für zentral, dass die Entscheidung, worüber gesprochen wird, den Befragten selbst überlassen wird.

Zu beachten ist hierbei insbesondere, dass FluchtMigrierende in anderen Kontexten kontinuierlich dazu angehalten werden, ihre FluchtMigrationsgeschichte zu erzählen, etwa bei der Erstbefragung im Rahmen des Asylverfahrens oder im alltäglichen Kontakt mit Menschen aus der Ankunftsgesellschaft. Gerade bei einer behördlich angeordneten Befragung durch die Asylbehörde entscheidet das Erzählte darüber, ob eine Person ihr Überleben im Ankunftskontext sichern kann oder nicht. In solchen behördlichen »Interviews« werden Menschen dazu aufgefordert, ihre Erzählungen so zu strukturieren, dass ihre Schutzbedürftigkeit ersichtlich wird. Damit produziert die staatliche Behörde ein spezifisches biographisches Format, das darauf abzielt, dass sich Menschen als Opfer stilisieren und die eigene Lebensgeschichte als Leidensgeschichte repräsentieren.

Die Gefahr besteht nun darin, dass sich dieser Erzählduktus in der Situation des Interviews, das die methodische Grundlage für die vorliegende Untersuchung darstellt, wiederholt und unreflektiert in die Analyse und Interpretation eingeht. Dies musste sowohl bei der Vorbereitung der Interviews als auch bei der Analyse berücksichtigt werden. So wurde etwa in der Kommunikation mit den GesprächspartnerInnen nicht von einem Interview gesprochen, sondern die Bezeichnung »Gespräch« verwendet. Wie noch aus-

fürlicher beschrieben wird, geht es dabei allerdings nicht bloß um eine alternative Bezeichnung, sondern auch darum, ein vertrauensvolles Setting zu schaffen und die hierarchisch strukturierte Interaktion, soweit dies möglich ist, abzuflachen.

Zunächst muss allerdings die Frage geklärt werden, was mit der methodischen Abwandlung des biographischen zum halbbiographischen Interview gemeint ist und welche methodologischen Überlegungen der Wahl dieser theoretisch-empirischen Methode zugrunde liegen. Die Verknüpfung von Biographieforschung und Migrationsforschung hat in den letzten Jahrzehnten einen ungeheuren Aufschwung erfahren. In den 1970er Jahren wurde im deutschsprachigen Raum der Biographieforschung als sozialwissenschaftlichem Forschungsansatz zunehmend Beachtung geschenkt. Damit einher ging eine vermehrte Aufmerksamkeit für Fragen, die die Subjektivität von Personen und ihren Anteil an der Wahrnehmung und Bewältigung gesellschaftlicher Wirklichkeiten betreffen (vgl. Scheibelhofer 2011):

»Ziel einer interpretativ orientierten Biographieforschung ist es seither, einen Zugang zu sozialer Realität zu gewinnen, der zwar die Individualität und Persönlichkeit der einzelnen Personen berücksichtigt, gleichzeitig jedoch deren Einbettung in die jeweiligen gesellschaftlichen Rahmungen nicht außer Acht lässt.« (Scheibelhofer 2011: 81)

Ein solcher biographischer Zugang eignet sich im Kontext der vorliegenden Arbeit besonders, weil er es ermöglicht, Struktur und Individuum nicht als voneinander unabhängige Einheiten zu betrachten, sondern sie zusammenzudenken. Das heißt auch, dass die interviewten Personen und ich als Interviewerin unabdingbar Bezug auf den diskursiven Rahmen der FluchtMigration nehmen.

Mit der Beschreibung der Interviews als »halbbiographisch« wird darauf verwiesen, dass es so etwas wie eine ganze, chronologische und lineare Biographie nicht gibt. Biographien sind immer fragmentarisch, sequenziell und brüchig. So hat auch Pierre Bourdieu den Ansatz, die Lebensgeschichten von Individuen als kohärentes Ganzes zu denken und davon auszugehen, dass sie als solches erzählt werden können, als »biographische Illusion« (Bourdieu 1998) entlarvt.

Biographische Erzählungen zu untersuchen heißt, sie als soziale Konstrukte zu analysieren. Damit rückt nicht so sehr das Subjekt an sich in den Mittelpunkt, sondern vielmehr sein gesellschaftliches Werden und Gewordensein. Darüber hinaus wurde bei der Interviewauswertung der Fokus auf

Handlungen und Strategien der befragten Personen und damit auf ihr Tun – und nicht auf eine ihnen unterstellte Identität oder Seinsform – gerichtet. Als soziale Konstruktionen werden Biographien in der Interviewsituation interaktiv zwischen den GesprächspartnerInnen ausgehandelt und dadurch erst erzeugt. Die Interviewsituation ist eine soziale »mit all ihren Implikationen« (Bukow/Spindler 2006: 20). Damit ist gemeint, dass alle an einem Interview Beteiligten – eben auch ich als Forscherin – Einfluss auf das Gesagte und Erzählte nehmen. Aber auch andere Faktoren, wie die Wirkung des Ortes, aktuelle Befindlichkeiten sowie Fragen von Macht und Hierarchien, modellieren das, was in der Analyse der Daten als biographische Erzählung interpretiert wird, mit. Demzufolge sind biographische Konstruktionen ausschließlich in ihrer zeitlichen, örtlichen und sozialen Kontextualisierung zu verstehen. Fragmente von Lebensgeschichten werden retrospektiv wiedergegeben und können von Anlass zu Anlass in einer je anderen Fassung dargeboten werden. Die ErzählerInnen entwickeln dabei gewissermaßen – angeregt durch die interviewende Person – eine Theorie über sich selbst, die »der Absicherung im Hier und Jetzt bzw. der immer neuen Akkommodation der eigenen Existenzweise« (ebd.: 34) dient.

Diese Aspekte sind hier in mehrfacher Hinsicht relevant. Zunächst gehe ich in Anlehnung an Wolf-Dietrich Bukow davon aus, dass biographische Re-Konstruktionen der Lebensgeschichte als Platzierungs- und Identifizierungsstrategien dienen. Es geht darum, »sich in einer schwierigen Situation – in der man sich der eigenen Position vergewissern will, weil sie fraglich ist – nachhaltig und dauerhaft zu platzieren, also um die Berechtigung, dabei zu sein, dauerhaft und nachdrücklich zu untermauern« (Bukow 2018: 80). Als Angehörige der österreichischen Ankunftsgesellschaft wurde ich häufig dafür genutzt, um stigmatisierende Exklusionserfahrungen als Unrechtserfahrungen zu artikulieren und das Recht auf die Anwesenheit der GesprächspartnerInnen einzuklagen. Dabei stand meine Person vielfach stellvertretend für unterschiedliche AkteurInnen der Ankunftsgesellschaft. So wurde ich oftmals als eine Art Sprachrohr für Appelle an die österreichische Bundesregierung oder an andere Mitglieder der Aufnahmegesellschaft wahrgenommen.

Darüber hinaus stellt der im Gespräch geschaffene Möglichkeitsraum zur Selbstdefinition eine stärkende und ressourcenstützende soziale Handlung dar. Teilweise nutzten meine InterviewpartnerInnen die Gespräche auch als

*therapeutisches Setting*¹, in denen es ihnen beispielsweise gelang, quälende Gedankenschleifen zu durchbrechen. Die Idee war es, der jeweils befragten Person die Möglichkeit zu geben, das Gespräch als

»[...] Gelegenheit zu empfinden, Zeugnis abzulegen, sich Gehör zu verschaffen, um ihre Erfahrung von der privaten in die öffentliche Sphäre zu tragen; und auch als eine Gelegenheit sich zu erklären, [...] also ihre eigene Sichtweise von sich selbst und der Welt zu konstruieren, und jenen Punkt innerhalb dieser Welt festzulegen, von dem aus sie sich selbst und die Welt sehen, von dem aus ihr Handeln verständlich und gerechtfertigt ist, und zwar zu allererst für sie selbst.« (Bourdieu 2010: 400ff.)

Somit kam meiner Position als Wissenschaftlerin eine zentrale, wenn auch nicht unproblematische Rolle zu. Als Forscherin ist es mir möglich, durch unterschiedliche Formen der Veröffentlichung (Vorträge, Publikationen etc.) private Erfahrungen meiner GesprächspartnerInnen einer Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Auf diese Weise bringe ich mein Gegenüber allerdings unweigerlich zum Schweigen, indem ich *für* die Menschen spreche, die ich interviewt habe. Damit ist auf die bis heute nicht abgeschlossene Diskussion um die (Un-)Möglichkeit von Repräsentationen marginalisierter Menschen verwiesen (vgl. Spivak 2008; Castro Varela/Dhawan 2007): »Repräsentation ist immer auch Interpretation« (Castro Varela/Dhawan 2007: 41). Das gilt auch für die dieser Arbeit zugrunde liegende Prämisse, dass FluchtMigrierende aktive (Über-)LebenskünstlerInnen sind, die kreativ mit den Bedingungen vor Ort umgehen, diese verändern und dabei widerständige Strategien gegen stigmatisierende Fremddefinitionen entwickeln.

Darüber hinaus verbleiben die InterviewpartnerInnen nach dem Gespräch in ihrer prekären Lebenssituation, während ich durch diese Arbeit einen Dokortitel erwerbe und damit einen gesellschaftlichen Aufstieg erfahre. Diese Umstände stellen eine weitere Grenze meines Forschungsvorhabens dar. Hervorzuheben ist hier die Verantwortung von (Sozial-)WissenschaftlerInnen gegenüber jenen Menschen, die innerhalb machtvoller Diskurse gewöhnlich nicht zu Wort kommen. Folglich muss es darum gehen, durch

1 An dieser Stelle ist es mir wichtig zu betonen, dass ich meine eigenen Fähigkeiten nicht überhöhen will, indem ich behaupten würde, therapeutisch tätig werden zu können. Vielmehr geht es mir darum, die Kompetenz der befragten Personen, ein formelles Setting, wie es ein wissenschaftliches Interview darstellt, für die eigenen Zwecke und Bedürfnisse zu nutzen, in den Vordergrund zu rücken.

das Aufzeigen hegemonialer Machtformationen, wie sie die Flüchtlingskonstruktion zweifelsohne darstellt, *gegenhegemoniale Perspektiven* in den Diskurs einzuführen, die starre Fremd(heits)positionierungen irritieren und herausfordern. Schließlich darf eine wissenschaftliche Praxis nicht müde werden, die eigene KomplizInnenschaft kritisch zu hinterfragen – auch wenn diese nie gänzlich aufgelöst werden kann. Denn es gibt keine SprecherInnenposition außerhalb etablierter Machtstrukturen.

Aus diesen Gründen bleibt das ambitionierte Vorhaben dieser Studie zwangsläufig unvollständig. Es kann also nur darum gehen, die eigene wissenschaftliche Praxis als Kritik an herrschenden Dominanzverhältnissen zu konzipieren (vgl. Castro Varela/Dhawan 2012).

6.2 »Das verstehende Interview« – Dialog und Gespräch

Dass es keine SprecherInnenposition außerhalb von Machtstrukturen gibt, bedeutet, dass auch das Interview eine machtdurchzogene und hierarchisch strukturierte Situation ist. Daher kann es nur darum gehen, die Asymmetrie der Gesprächsbeziehung, soweit es möglich ist, auszugleichen – wobei sie zwangsläufig zum Teil aufrecht bleibt. Einen ersten Schritt in diese Richtung stellt die Verabschiedung von der Illusion dar, die forschende Person könnte eine neutrale und objektive Position einnehmen, indem sie sich etwa während des Interviews nicht äußert. In der klassischen Methodenlehre wird dies oft fälschlicherweise mit einer distanzierten, unpersönlichen und stillen Gesprächshaltung gleichgesetzt, die – so die Annahme – dazu führen soll, dass der Einfluss auf den Gesprächsverlauf minimiert wird.

»Man kann nicht nicht kommunizieren«, so lautet ein Axiom des Kommunikationswissenschaftlers Paul Watzlawick. Folglich ist auch Nichtsprechen eine Form der Kommunikation, das Einfluss auf den Verlauf eines Interviews nimmt. Würden die Haltungen und Meinungen der interviewenden Person nicht transparent gemacht werden, wäre das Gegenüber mehr mit den Bemühungen beschäftigt, diese einzuschätzen. Der Kommunikationsprozess wäre dadurch gehemmt. Für Menschen, die bereits die Ersteinvernahme im Asylverfahren durchlebt haben, kommt erschwerend die Erfahrung hinzu, dass das Gesagte massive Konsequenzen hat – die Gewährung oder die Aberkennung eines Asylstatus. Deshalb ist eine parteiisch-wohlwollende Gesprächsposition zentral. Diese soll verhindern, dass die Dynamik des Interviews der Ersteinvernahme wiederholt wird.

Anders als VertreterInnen der klassischen Methoden sieht der französische Soziologe Jean-Claude Kaufmann gerade im Sich-Einbringen der eigenen Person als InterviewerIn ein Schlüsselmoment, damit sich die interviewte Person auf das Gespräch einlassen kann (vgl. Kaufmann 2015). Er plädiert für eine empathische, anteilnehmende und verstehende Gesprächshaltung, um das Interview einem alltagsweltlichen Gespräch so nah wie möglich kommen zu lassen und in einen vertraulichen Austausch mit dem Gegenüber treten zu können.

Diese Grundhaltung ist in Gesprächen mit Menschen, die Flucht erfahren haben, von zentraler Bedeutung, da häufig sensible Details sowie schmerzhaft Erfahrungen und Erinnerungen zur Sprache gebracht werden. Der forschenden Person kommt in diesen Momenten die Rolle einer empathischen Begleiterin zu, die verstehend und unterstützend wirksam wird. Aber auch dann, wenn Gespräche nicht in der Muttersprache der befragten Person stattfinden, ist es notwendig, dass die interviewende Person Rückversicherungspassagen zulässt und situationsbedingt Formulierungshilfen anbietet. Darüber hinaus bekommt die interviewte Person auf diesem Weg das Gefühl, dass die interviewende Person das Erzählte wirklich verstehen möchte und interessiert dem Gesagten folgt.

